

Ansprache beim Gottesdienst der  
Dekanatssynode in Burghaslach  
Joh 14, 15-19, 23b-27

*Es gilt das gesprochene Wort!*

©Ivo Huber, 2022

Eigentlich hätte es heute ein Fest der Freude werden sollen. Nach zwei Jahren endlich wieder Dekanatssynode. Die Coronapandemie ist zwar noch nicht zu Ende, dennoch regt sich unverwüstliche Hoffnung darauf, dass die Zeiten wieder bessere werden. Endlich sich wiedersehen, nach all den vielen Absagen, den vergeblichen Anläufen.

Wie viele von Ihnen auch hatte ich mir die Synode heute als ein echtes Fest des gemeinsamen Wiedersehens vorgestellt, wo allein das einander sehen und ja selbst der kleine Wortwechsel: Wie geht es Dir? echte Festmomente hätten sein sollen. Ruth Finster hatte das noch mit angedacht und die Synode sich in die heimatliche Kirchengemeinde nach Burghaslach gewünscht.

Aber auf einmal ist alles doch sehr anders geworden. Ruth Finster erlebt diese Synode nicht mehr. Ein erster Schleier von Trauer legt sich über unser Zusammensein, auch wenn Ruth Finster das vermutlich nicht hätte hören wollen und stattdessen erwartet hätte, dass wir uns vom gemeinsamen Tun nicht abbringen lassen. Das entsprach ihrem Pflichtbewusstsein und natürlich findet diese Dekanatssynode statt, wir sind alle gekommen, trotzdem macht uns ihr Fehlen traurig.

Aber damit nicht genug. Jetzt herrscht auch noch Krieg. Nicht direkt bei uns, aber doch vor unserer Tür. Der brachiale Überfall Russlands auf die Ukraine lässt sich nicht mehr so leicht aus den Köpfen verbannen wie noch das wahnsinnige Schlachten in Syrien vor ein paar Jahren. Mit dem Überfall auf die Ukraine betrifft es uns auf einmal selbst, immerhin handelt es sich um ein Land in direkter Nachbarschaft zur Europäischen Union. Neben den entsetzlichen herzerreißenden Bildern menschlichen Leids rückt uns die

Angst auf einmal selbst auf den Leib. Die Europäische Union, eben noch zerstritten, schließt die Reihen und der Bundestag nimmt in einer Sondersitzung am Sonntagmorgen, nur wenige Tage nachdem die ersten Schüsse gefallen sind, die größte Aufrüstung der Bundeswehr aller Zeiten in den Blick. Das ist eine Zeitenwende, in der Tat. Was 70 Jahre an Grundsätzen Gesellschaft und Politik in der Nachkriegszeit dominierte, gilt auf einmal nicht mehr.

Mich macht das traurig, insbesondere deswegen, weil es vielleicht unserer Selbstvergewisserung hilft, aber leider nicht den Menschen in der Ukraine, die dem Entsetzen mörderischer Gewalt ausgeliefert bleiben. Hier erleben wir uns mit Ausnahme von Wirtschaftssanktionen deswegen hilflos, weil alle anderen Unterstützungsversuche das Risiko einer Eskalation zu groß erscheinen lassen. Wladimir Putin spielt genial mit den Ängsten des Westens.

Das Wort aus den Abschiedsreden des Johannesevangeliums, das wir gerade gehört haben, passt zu unserer Gemütslage und könnte leicht mit der Anrede „liebe Trauergemeinde“ versehen werden. Hier spricht Jesus zu seinen Jüngern, seinen eigenen Tod vor Augen, so als ob alles bereits hinter ihm läge und so als ob die Versammelten zur Trauerfeier anlässlich seines eigenen Todes erschienen wären.

Wie so oft in Trauerreden wird noch einmal Wert auf die wesentlichen Dinge aus dem Leben des Verstorbenen gelegt und nicht zuletzt wird versucht, einen ersten Blick in die noch unsichere Zukunft zu werfen.

Der Teil aus den Abschiedsreden, auf den es mir ankommt, lautet: *Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.*

Frieden, welch Sehnsuchtswort! Zukunft kann sich nur entwickeln, wenn wirklich Friede herrscht. Das ist in Familien so und erst recht dann, wenn Menschen in größeren Strukturen und Ordnungen zusammenleben. Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch klingt in der Tat verheißungsvoll. Allerdings, wie so oft in Abschiedsreden, erklingt in diesem Wort eine Hoffnung und keine Tatsache. Entsprechend fährt Jesus fort: *Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.* Wäre der Friede gesetzt, müssten wir auch nicht erschrecken und uns fürchten. Frieden bleibt nur eine Hoffnung.

Was also nun? Kann uns das helfen, oder werden wir allenfalls vertröstet?

Wenn im Moment alle Zeichen auf Krieg stehen, dann müssen die kleinen Bemühungen um Frieden wie das Läuten der Glocken jeden Abend um 19 Uhr, die Friedensdemonstrationen in den großen Städten, der Protest der Künstler mit Konzerten und Lesungen, die diplomatischen Bemühungen, ja selbst die strengen Wirtschaftssanktionen aussehen wie ein nur schwaches Auflehnen gegen das Dröhnen der Bomben und Klirren der Panzerketten. Während der Krieg unübersehbare Fakten der Zerstörung schafft, scheinen die Friedensbemühungen nicht mehr zu sein als ein verzweifertes Aufbäumen der Ohnmächtigen. Und der Friede, den Christus der Trauergemeinde als Hoffnungszeichen auf den Weg gibt,

nicht mehr als etwas, an das man vielleicht glauben, aber dessen Realität in weiter Ferne zu liegen scheint.

Ich möchte das gar nicht wegdiskutieren. Es hilft ja auch nichts, sich in die Tasche zu lügen.

Trotzdem will ich mich aber auch nicht von der Macht der Bilder, von der Brutalität der Fakten in die Knie zwingen lassen. Das wäre genau das, was Putin und Konsorten in die Hände spielt. Sie bauen darauf, wie es Theodor Adorno auf den Punkt bringt, dass uns die Macht ihrer Aggression dumm macht, weil wir nicht mehr wagen, über den Horizont zu blicken und jede Hoffnung verlieren.

Wenn Friede das ist, was Gott uns auf Erden schenkt, dann muss es doch dafür einen berechtigten Grund geben. Und den gibt es auch, den Gott selbst steht für diesen Frieden ein. Deswegen wohnt dieser Hoffnung auf Frieden in einer scheinbar bezwingenden Situation des Krieges bereits etwas Subversives inne. Das Festhalten an dieser Hoffnung sägt an der Potenz der Mächtigen, weil sie bestreitet, dass Panzer, Raketen und Bomben das letzte Wort haben werden. Hoffnung ist eine intelligente Antwort auf das dumpfe Hinschlachten, das alles ist, was Mächtigen zur Hand geht. Frieden bedeutet weit mehr. In der Sehnsucht nach Frieden schlummert eine enorme, weltstürzende Kraft.

Jeder Krieg wird irgendwann vom Frieden überwunden. Nicht der Krieg, sondern der Frieden behält das letzte Wort. Und das scheint mir in der Tat etwas Göttliches zu sein, weil das Bestreben von uns Menschen so oft auf Unfrieden und Gewalt aus ist. Der Same der Friedenssehnsucht ist so stark in uns eingepflanzt, dass diesen Samen niemand zum Vertrocknen bringt.

Alle die kleinen und auf den ersten Blick noch so schwachen Friedensbemühungen sind Hoffnungszeichen, sind erste Anzeichen dafür, dass da etwas Segenstiftendes im Werden ist, etwas, das am Ende stärker sein wird als jede Gewalt.

Wir Christinnen und Christen vertrauen darauf, dass dieser Same wächst, und wir tun alles dafür, dass die Hoffnung überlebt und wir machen damit ganz klar, der Fürst dieser Welt hat keine Macht über uns.